

DEBATTE

# Verdient es die Demokratie, dass sie überlebt?

Von Lothar Gorrís

Ja, aber ...

Curtis Yarvin, »the friendly fascist«, wie ihn einer der Gäste auf Schloss Elmau nannte, schlief ein, was man erst mal schaffen muss. Oben auf der Bühne im großen Saal kämpfte der Pianist Denis Kozhukhin um die Demokratie, einer der Besten seiner Generation, geboren in Nischni Nowgorod, mit einer Musik, die eine Zumutung ist, eine überwältigende, magische Attacke aus Krach und Schmerz und Dissonanz. Jeder Anschlag ein Schuss.

Das Stück heißt »The People United«. Es basiert auf einem chilenischen Protestlied aus dem Jahr 1973, als sich Augusto Pinochet mithilfe der CIA an die Macht putschte, Tausende Oppositionelle für immer verschwanden oder eingekerkert wurden im Fußballstadion von Santiago. Ursprünglich eine romantische Hymne der Solidarität und Freiheit. Wer ab den Siebzigerjahren auf den Straßen des Westens demonstriert hat, kennt die Melodie. Eine Hymne der Protestkultur.

In immer neuen Variationen erzählt die Musik von Träumen und Hoffnungen, von Tod und Zerstörung, von Wut und Folter, aber auch davon, wie am Ende aus Trümmern neue Schönheit entsteht, zwischendrin beginnt der Pianist zu pfeifen, statt zu spielen, schlägt den Flügeldeckel, bäumt sich auf. Das Stück ist eine Allegorie auf das Ringen um Freiheit und Demokratie, die ihren Preis fordern, ohne Garantien, außer der, dass nichts jemals sicher ist.

Und Curtis Yarvin? Schlief.

Erst beim Schlussapplaus wachte er wieder auf, ein wenig verwirrt und verloren, aber dann klatschte er und johlte und trampelte. »Awesome«, rief er. »So cool!«

Really? Ausgerechnet Yarvin, Ideengeber für JD Vance und Peter Thiel, Provokateur und Vordenker der Neuen Rechten Amerikas, feiert eine Musik, die all das beschwört, was er abschaffen will? Ist das zu verstehen? Was ist los mit ihm? War die letzte Nacht zu hart? Gefällt es ihm vielleicht wirklich? Weiß

er, was das soll, was er da hört? Vermutlich nicht. Oder doch?

Schloss Elmau, auf 1000 Meter Höhe, am Fuße des Wetterstein, Zugs Spitze und Garmisch nicht weit, gilt als eines der besten Hotels des Landes. Neun Restaurants, sechs Spas, tief versteckt in den Bergen, ist es so etwas wie das deutsche Shangri-La des wohlhabenden Bildungsbürgertums. Ein legendärer Ort mit legendären Tarifen. Fast jeden Abend Konzerte berühmter Musiker, Diskussionsveranstaltungen, Lesungen. Und immer wieder große politische Symposien. Schlossherr Dietmar Müller-Elmau nennt es seine Privatuniversität. Zweimal schon trafen sich hier die Regierungschefs zum G7-Gipfel. Wahrscheinlich lassen sich hier oben, dem Himmel so nah, die Dinge besser denken, lässt es sich besser nachspüren, was die Welt im Innersten zusammenhalten mag. Oder was eben nicht.

Für dieses Jahr hatte Müller-Elmau den bulgarischen Denker Ivan Krastev gebeten, ein mehrtägiges Symposium zu organisieren. Krastev ist in Europas Akademia und Politik ein liberaler Fixstern der Unorthodoxie und gern anderer Meinung. »Sagen Sie mir etwas, das seltsam ist, und ich werde eine Antwort finden«, hat er mal einer Journalistin gesagt. Eingeladen hat er 20 seiner klügsten Kollegen und Freunde, streitbare Geister, die hier nicht ihre Aufsätze oder Bücher vorstellen, sondern miteinander versuchen, den Zeitgeist zu erkunden. Eine A-Liste der akademischen Welt und dazu der Überraschungsgast aus San Francisco.

»World in Pieces« hat Krastev seine Veranstaltung genannt. Eine Welt in Trümmern. Die alte Weltordnung geht gerade verloren, und eine neue hat, wie in einem Interregnum, noch keine Gestalt angenommen. Wer hofft, dass die neue Ordnung der alten ähnelt, dürfte wahrscheinlich enttäuscht werden, wenn es überhaupt eine geben wird.

Der alte Westen ist dahin. Die Pax Americana am Ende. Die Populisten siegen. Russland ist im Angriff. China erobert schleichend die Weltwirtschaft. Techmilliardäre errichten unbehelligt von nationalen Beschränkungen eine Art Metastaat. Die künstliche Intelligenz verändert die Arbeitswelten und unser Menschenbild. Die liberalen Demokratien sind bedroht von innen und von außen. Das Feuerwerk an Krisen, die sich aneinanderreihen. Dieser Trump. Diese AfD. Zu viele Rätsel und Ängste und Zeitenwenden, um alten Gewissheiten zu folgen. Und könnte es sein, dass unserer lieben, alten Demokratie die Luft ausgeht, sie nicht mehr die Kraft hat, der Krisen Herr zu werden? Der italienische Faschist und Regierungschef Benito Mussolini soll mal gesagt haben, Demokratie sei schön, sie lasse es sogar zu, dass man sie zerstört.

Elmau ist ein guter Ort, um nachzudenken und zu lernen über Demokratie. Krastevs Gäste, zugegeben immer noch ziemlich jung und männlich, die meisten nicht ganz jung, sind Denker, Analytiker, Thinktanks, Professoren der Boomer-Generation, die in den vergangenen 30, 40 Jahren die Art, wie der Westen die Welt sieht, mitgeprägt haben oder für fällige Einsprüche sorgten. Allesamt Kinder der Nachkriegszeit und der Globalisierung, zu Hause in den Hauptstädten des Westens und den Elfenbeintürmen der Geisteswissenschaften, viele Familiengeschichten tief verwoben in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Und die fast alle, damals in den gloriosen Zeiten der Neunzigerjahre, schon ein bisschen daran glaubten oder zumindest hofften, dass die Demokratie gesiegt und die Geschichte vielleicht ihr glückliches Ende gefunden habe. Und nun, von Zweifeln geplagt, rätseln, wie das denn jetzt passieren konnte und wie es nun weitergehen sollte.

Curtis Yarvin spricht von einem »Zauberberg«-vibe, und ein bisschen fühlt es sich so an, als wohnte man einer Aufführung bei, als sollte hier mit erweitertem Personal Thomas Manns Roman mehr als 100 Jahre nach seiner Entstehung von der Fiktion in die Realität übertragen werden, ganz im Sinne des kürzlich verstorbenen Philosophen Jürgen Habermas, der vom »zwanglosen Zwang des besseren Arguments« gesprochen hat. Ein Roman, der in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg spielt und eine der großen Fragen der Moderne stellt: Aufklärung oder Totalitarismus? Kurz bevor die große Katastrophe begann.

#### Kehrt der Faschismus zurück?

Ivan Krastev, 1965 geboren, ist ein Kind des Ostblocks. Nach dem Mauerfall hat er mit Stiftungsgeld von George Soros in Oxford studiert. Er war in den im Rückblick geradezu traumhaften Neunzigerjahren ein Bewunderer der westlichen Welt und dennoch ein skeptischer Außenseiter, der die endlich

errungene Freiheit genauso ernst nahm wie die programmatischen Versprechen des Westens und ein Gespür für dessen Schwächen und Heucheleien entwickelte. Demokratien sterben, so steht es in Krastevs Buch »Das Licht, das erlöscht«, nicht durch einen Putsch, sondern an innerer Aushöhlung.

Wikipedia führt Krastev als Politologen und Politikberater, aber er funktioniert eher wie ein Philosoph oder Psychoanalytiker, der nach richtigen Fragen sucht, statt falsche Antworten zu geben; der Paradoxien nachspürt, statt einfachen Wahrheiten zu trauen, und die Welt nicht mit Urteilen belegt, sondern mit Neugier verfolgt. Er lebt in Wien, reist um die Welt, spricht dort, wo man ihn hören will. Er hat Wladimir Putin getroffen, telefoniert mit Emmanuel Macron, unterhält sich mit Viktor Orbán, besuchte Olaf Scholz in Berlin.

Manchmal, sagt Krastev, fühle er sich wie der Onkel in einem kleinen bulgarischen Dorf, wie einer dieser »gypsy types«, mit dem die Leute reden wollen, weil sie Sorgen haben, Zuspruch brauchen oder auf neue Gedanken kommen wollen, und der dann ein paar Witze und Anekdoten erzählt. Krastev, sagt der Philosoph Peter Sloterdijk, einer der Gäste in Elmau, sei ein Meisterwerk an späthabsburgischer Eleganz und diplomatischer Humanität.

In der Einladung, die Krastev an seine Gäste verschickte, skizzierte er drei Themen.

Weil die Gegenwart dieses Interregnums, Thema eins, sich im Moment nicht aus sich selbst heraus verstehen lässt, greifen wir zu historischen Analogien. Zum Beispiel, dass sich gerade die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts wiederholen, als der Faschismus die Welt in den Krieg führte. Oder dass die Siebzigerjahre zurückkehren, die Zeit der Machtpolitik, der großen Blöcke und bitterkalten Spannungen und der Angst vor einem nuklearen Armageddon. Oder dass das amerikanische Imperium zusammenbricht wie einst das alte Rom. Wichtiger als die Frage, welche dieser Analogien stimmt, wäre es, so Krastev, zu ergründen, wie sie unsere Träume, Entscheidungen und Ängste prägen, und so ein apokalyptisches Weltbild produzieren, dass wir aus lauter Angst vor der Vergangenheit die Zukunft verlieren.

Könnte es sein, das ist Krastevs zweite Frage, dass wir auch das Ende der politischen Heuchelei erleben? Der Westen befindet sich zunehmend im Modus der Selbstzweifel angesichts der ihm vorgeworfenen Hybris und vermag nicht mehr einzulösen, was er verspricht. Die USA haben sich einem Meister der Lügen unterworfen, dessen Anziehungskraft aber darauf basiert, dass er vieles ist, aber kein Heuchler. Denn Donald Trump sagt, was er meint. Er macht aus seinen Absichten keinen Hehl, auch wenn er oft lügt.

Aber ist das Ende der Heuchelei wirklich begrüßenswert, oder sollten wir es fürchten?

# »Aus Angst vor der Vergangenheit verlieren wir die Zukunft.«

Ivan Krastev, Politologe



Roderick Aichinger / DER SPIEGEL

Russischer Soldat in Mariupol 2022: Krisen- und Kriegszeitalter



Maximilian Clarke / IMAGO

Die Illusion ist so etwas wie die Stiefschwester der Heuchelei, und eine funktionierende Gesellschaft ohne Illusionen ist kaum vorstellbar. Die Illusion einer Gemeinschaft, die Illusion von Gleichheit nicht nur vor dem Recht, die Illusion von Mitsprache und Volksherrschaft. Aber was passiert, wenn die Fiktionen, die sie erzählen, ihre Plausibilität verlieren?

Man kann, sagt Krastev, auf zwei Wegen die liberale Demokratie attackieren. Man kann ihr vorwerfen, dass ihr Gleichheitspostulat angesichts der offensichtlichen Ungleichheiten eine Heuchelei ist, und diejenigen wählen, die Besserung versprechen.

Oder man kann ihr vorwerfen, dass dieses Postulat der Gleichheit selbst eine Lüge

ist, weil Menschen eben nicht gleich sind. Dass es einige gibt, die besser sind und schlauer, und andere, die es nicht wert sind, und man darauf eine autoritäre Herrschaft errichtet, die man auch Faschismus nennen könnte. Es gibt eine Grenze zwischen Illusion und Lüge, zwischen nachvollziehbarer Skepsis und Antihumanismus.

Und schließlich die dritte, eher programmatische Frage, die Krastev den Kollegen geschickt hatte. Sie lautet nicht: Wie verteidigt man die Demokratie? Er formuliert schärfer: Verdient es die Demokratie, dass sie überlebt?

Eine unangenehme Frage. Trotz aller Wehrhaftigkeit, trotz aller Brandmauern, trotz aller Debatten um Parteiverbote (der-



Roderick Alchinger / DER SPIEGEL

## »Amerika braucht einen amerikanischen Cäsar.«

Curtis Yarvin, Blogger

zeit übrigens nur in Deutschland, aus nahe-  
liegenden Gründen), trotz aller Dämonisie-  
rungen rechtsradikaler Parteien und deren  
Personals, trotz aller politischen Ausein-  
andersetzungen mit den sogenannten Feinden  
der Demokratie, trotz aller Empörung über  
die »Irrationalität« der anderen Seite, hat  
das alles den Aufstieg der Populisten nir-  
gendwo verhindert.

Wäre es nicht an der Zeit für eine Selbst-  
erkundung, was die Demokratien dazu bei-  
getragen haben, dass ihnen die Wähler ver-  
loren gegangen sind? Zu fragen, warum sie  
sich entsagen und wie man sie zurückgewin-  
nen will? Ist unser beharrliches Bekenntnis  
zur liberalen Demokratie wirklich Beweis  
unserer Stärke? Oder nur für die Armut unse-  
rer politischen Vorstellungskraft?

Gekommen waren Timothy Garton Ash,  
Professor in Oxford, der den Zusammen-

bruch des Ostblocks und den Aufbruch der  
Neunzigerjahre dort erlebte, wo es geschah.  
Stephen Holmes, Professor der New York  
University, der heute in Berlin wohnt und  
Sätze sagt wie: »Napoleon eroberte die Welt  
auf dem Pferderücken, Donald Trump im  
Golfcart.« Der Philosoph Peter Sloterdijk,  
der möglicherweise eine der größeren Fest-  
platten der westlichen Hemisphäre in sei-  
nem Kopf mit sich herumträgt und darauf  
zugreifen kann wie ein Jazzmusiker, der zu  
einer Improvisation ansetzt, manchmal so-  
gar, wie seine Frau Beatrice erzählt, an der  
Edeka-Kasse. Sloterdijk sagt, dass ein Phi-  
losoph die Neutralität des Todes einnehmen  
müsse, was viel Übung brauche, um ein wirk-  
lich guter Betrachter dieser Welt zu sein.

Eva Illouz, die in Jerusalem und Paris  
lehrt, in Marokko hineingeboren in eine  
strenggläubige jüdische Familie, eine Post-

marxistin, die heute mit dem Besteck der  
Ideologiekritik die Gefühlswelten des Wes-  
tens erforscht. Und sagt, dass die so gern mit  
Fassungslosigkeit diagnostizierte »Irratio-  
nalität« der Rechten durchaus rational sei,  
wenn sie ein System ablehnten, das in deren  
Augen versagt habe. Wolfgang Schmidt, ehe-  
maliger Kanzleramtschef unter Scholz, ein  
Praktiker der Macht, der auf die Frage, wie  
man die AfD-Wähler zurückgewinnen wol-  
le, antwortet, es wäre schon viel erreicht,  
wenn einige beim nächsten Mal nicht mehr  
wählen würden.

Alex Soros, der Philosophie studiert hat  
und das beiträgt, was Menschen brauchen,  
die frei denken wollen: jemanden, der ihnen  
das Essen bezahlt. Er ist seit 2023 Direktor  
der Open Society Foundations, der von sei-  
nem Vater George Soros gegründeten Stif-  
tung, einer der größten der Welt mit einem  
Vermögen von 22 Milliarden Dollar.

Der Politologe Mark Leonard, Direktor  
des Thinktanks European Council on Foreign  
Relations, dessen Großmutter quer durch  
den Kontinent vor den Nazis geflüchtet war  
und Verwandte in den Vernichtungslagern  
verloren hat und der inzwischen nicht mehr  
daran glaubt, dass die Nachkriegsutopien  
eines liberal-demokratischen, universalis-  
tisch geprägten Europas der Welt den Weg  
in die Zukunft weisen. Er stellt sich in Elmau  
mit den Worten vor, er sei »ein Geist der  
europäischen Vergangenheit«.

Der britische Historiker David Runciman,  
der seine Cambridge-Karriere beendet hat,  
um »educational podcasts« zu produzieren.  
Er trägt den Adelstitel 4th Viscount Runci-  
man of Doxford, ein britischer Aristokrat,  
den man mit »My Lord« ansprechen müs-  
ste, aber David passt schon. Er hält es für  
eine Verliererstrategie, die liberale Demo-  
kratie zu betreiben wie einen geerbten Land-  
sitz mit so vielen schönen Erinnerungen,  
die man hegt und pflegt und durch die Zeiten  
zu bringen versucht.

Avril Haines, die unter Joe Biden Direk-  
torin der Nationalen Geheimdienste war und  
in einem früheren Leben eine Buchhandlung  
mit Café in Baltimore führte und sagt, man  
müsse sich im Klaren sein, dass Donald  
Trump nicht Grund sei, sondern Symptom.

Nathalie Tocci, eine Politologin, die in  
Oxford studiert hat, in Rom lebt, in Cam-  
bridge, Washington, Brüssel, Florenz ge-  
arbeitet hat, wie auf einer Grand Tour durch  
die liberale Welt. Sie spricht ein wunder-  
bares Oberschichtenglisch, »maybe I over-  
compensated a bit«, und glaubt, dass das  
links regierte Spanien mit seinem ökonomi-  
schen Wachstum, seiner offenen Migrations-  
politik Vorbild sein könnte. Andererseits:  
Die intellektuelle Dynamik sei derzeit auf-  
seiten der Nationalisten. Zerstörung ist im-  
mer ein gutes Narrativ.

Und schließlich Curtis Yarvin, »the friend-  
ly fascist«. Yarvin, sagt Krastev, sei eine neue

Art Denker, dessen Gehirn funktioniere wie  
das Internet. Es arbeitete mit Links und Re-  
ferenzen und erzeuge wie zufällig Kontext.  
Aber Yarvin entwerfe eine neue, andere Zu-  
kunft, einen Tech-Staat als Absage an die  
Nation, im Modus der ständigen Disruption,  
was man auch »permanente Revolution«  
nennen könnte. Yarvins Denken sei keine  
Spinnerei mehr, sondern Realität geworden,  
angekommen im Zentrum der Macht, in Wa-  
shington. Und dass die Anwesenheit eines  
fundamental anders Denkenden die Gleich-  
gesinnten zu anderen Fragen zwingt.

### Ist er ein Geschöpf aus Fleisch und Blut wie wir?

Im Januar hatte Yarvin in Posts auf X »Hit-  
ler als Genie« bezeichnet. Was zumindest  
missverständlich gewesen sei, so seine Er-  
klärung in Elmau. Aber auch eines seiner  
Trollspielchen gewesen sein dürfte, wobei  
man nie ganz ausschließen möchte, dass er  
es ernst meint.

Wie auch immer, in der Folge sagten  
ein paar Eingeladene ab: Eric Slobodian bei-  
spielsweise, kanadischer Professor für Zeit-  
geschichte an der Boston University, der über  
Neoliberalismus und Globalisierung forscht.  
Oder Lea Ypi, albanischstämmige Profes-  
sorin an der London School of Economics, eine  
bekennende Marxistin, von der man viel-  
leicht nicht regiert, aber gern auf notwendig  
neue Ideen gebracht werden möchte. Sie  
jedenfalls lehnte es ab, in einem für Linke  
sowieso leicht anrühigen Luxusressort ein  
paar Tage lang mit einem »Faschisten« zu  
plaudern, und ließ die Kollegen wissen, dass  
man sich schämen solle.

Alles nachvollziehbar. Aber ist es nicht im-  
mer besser, sich der Welt zu stellen, als sich  
ihr zu entsagen? Wer fehlt, muss schweigen.

So wurde Curtis Yarvin, der Neoreaktio-  
när, der »kalifornische Milliardärsflüsterer

vom Dienst«, wie ihn Sloterdijk nennt, eine  
Art Mittelpunkt dieser Tage und zum ständi-  
gen Thema bei den gemeinsamen Mahlzei-  
ten, an denen er gern teilnahm und ganz of-  
fensichtlich die Aufmerksamkeit genoss, auch  
die der liberalen Weltpresse, die vor allem  
seinetwegen angereizt war, von »New York  
Times«, »Haaretz« und »Le Monde« bis zu  
»De Standaard« und »Süddeutscher Zeitung«.

Curtis Yarvin, fünf Tage lang im selben  
Tweetsakko, in Jeans und Chelsea Boots,  
52 Jahre alt, ist schmal und drahtig, sein Er-  
satz-Ozempic lässt er sich günstig aus China  
schicken. Er fährt sich oft mit seinen Hän-  
den durch die frisch gewaschenen Haare.  
Fragt man ihn, was er davon hält, dass man  
ihn einen Faschisten nennt, oder ob er sich  
hier in Elmau nicht ein wenig fühlt wie der  
Bösewicht in einem Horrorfilm, vor dem sich  
alle fürchten und von dem alle gleichzeitig  
fasziniert sind, antwortet er mit einem La-  
chen. Man kann sich mehr als drei Stunden



Evan Vucci / AP / picture alliance

Wahlkämpfer Trump nach Attentat 2024: Symptom, nicht Grund

Coronaproteste vor dem Reichstag 2020: Die Wut auf die Elite



Achille Abboud / IMAGO

lang mit ihm unterhalten, er trinkt ganz  
schön was weg, keine Anzeichen von Er-  
schöpfung. Immer weiter, als wollte er sich  
hier beweisen wie in einem Wettbewerb, ob  
jemand besser ist als er.

Bemerkt er, im ewigen Monologmodus,  
die starrenden Blicke der anderen? Ist das  
wirklich ein Geschöpf aus Fleisch und Blut?  
Oder ein Alien? Kommt er in friedlicher  
Absicht? Will er uns, randvoll mit Infos und  
Metaphern und Thesen nie gehörter Bücher,  
einlullen, gar überzeugen oder vielleicht nur,  
wie es Steve Bannon nennt, »die Zone mit  
Scheiße fluten«?

Natürlich ist Yarvin kein Alien. Ganz im  
Gegenteil, er ist, allerdings auch in einem  
freudianischen Sinne, sogar ein Kind der  
liberalen Welt. Seine Großeltern waren  
jüdische Kommunisten in New York, der  
Vater ein Karrierebeamter im Auswärtigen  
Dienst, eingesetzt in Portugal, auf Zypern, in  
Nigeria. Die Mutter machte, nachdem die  
Kinder das Haus verlassen hatten, einen Uni-  
abschluss in Holocaust Studies und arbeitete  
als Lehrerin. Eine Familie aus der Tiefe des  
amerikanischen Deep States, wie es Yarvin  
ausdrücken würde. Als Teenager übersprang  
er drei Schulklassen, eine mathematische  
Sonderbegabung, mit 18 machte er seinen  
Abschluss an der Brown University, an einer  
der besten Amerikas, Schwerpunkt IT.

Mit 15, 16 Jahren hatte er Usenet entdeckt,  
ein tatsächlich anarchisch und dezentral und  
egalitär organisiertes Netzwerk. Ein Tum-  
melplatz für Hippies und Nerds, Yarvin  
nennt es magical. Er las in der Jugend die  
Holocaust-Literatur seiner Mutter, nach zwei  
Whiskys (Macallan, 18 Jahre alt, besser geht  
es kaum) spricht er in Elmau spöttisch von  
»Holocaust-Pornografie«. Da kommt ganz  
schön was zusammen: die Fähigkeit, Bücher-  
seiten so schnell zu erfassen wie normale  
Leser einzelne Sätze. Seine Selbstbeschrei-  
bung als halb jüdischer Intellektueller. Sein



Brexitfeier 2020: Nicht weniger, sondern mehr Plebiszite

hochbegabtes Mathe-Gehirn. Seine Begeisterung für Autoren wie Ernst Jünger oder Hunter S. Thompson. Die langen Nächte im Keller vor dem Computer. Der Hass und die Rebellion der Pubertät. Man kann sich leicht verirren in den »rabbit holes«, den Kaninchenlöchern des Internets.

Was also könnte der, wenn man es so nennen will, »rationale« Kern seiner Weltanschauung sein, der Teil, der sich ansatzweise verstehen ließe? Liest man seine Texte, hört man ihm zu, bittet man die KI Claude um Hilfe, ergibt sich ungefähr folgendes Bild:

Erstens – Demokratie funktioniert nicht. Sie ist eine Lüge, die Macht liegt nicht in der Hand des Volkes, sondern in den Händen einer Elite. Zweitens – Demokratie ist damit im Prinzip Kommunismus, der so tut, als wären alle gleich, in Wahrheit herrscht das Politbüro. Drittens – Demokratie muss ersetzt werden durch Monarchie, eine Monarchie im Sinne einer Alleinherrschaft, ob nun mit König oder einem CEO wie Steve Jobs. Viertens – Napoleon, George Washington, auch der von ihm bewunderte Autokrat Nayib Bukele in El Salvador, der Zehntausende ins Gefängnis steckt, alles Start-up-Gründer. Fünftens – Menschen sind eben nicht gleich, was auch meint, die meisten sind zu blöd für Demokratie.

Sechstens – die Überbauproduktion besorgt eine Institution, die er »die Kathedrale« nennt, eine Art Glaubensgemeinschaft Linksliberaler aus Harvard und »New York Times«, aus Academia und Medien, die darüber bestimmt, was wahr ist und wer dazugehört. Siebtens – ein System, so raffiniert, dass es aus sich selbst heraus ohne Steuerung einen Diskurs organisiert, der nur so tut, als wäre er an Wahrheit interessiert, und Lügen produziert. Achters – ein Staat mit einem Herrscher und Eigentümer braucht keine Kathedrale, weil er keine Legitimation durch

die öffentliche Meinung benötigt. Er kann sich Wahrheit leisten, er ist nicht auf Wählerstimmen angewiesen. Und weil ihm der Staat gehört, ist er schon aus Eigennutz daran interessiert, dass dieser Staat gedeiht. Neuntens – Amerika braucht einen amerikanischen Cäsar. Demokratie, Deep State, Kathedrale, das alles gehört abgeschafft. Zehntens – aus der Sicht von Curtis Yarvin muss der Besuch auf Schloss Elmau ein Besuch in der Kathedrale gewesen sein.

Und hier noch eine Liste yarvinscher früherer und frischer Provokationen und Hässlichkeiten: Die Sklaverei sei eine natürliche menschliche Beziehung. Nelson Mandela auch nur ein Terrorist wie Anders Breivik. Und Hitler? Habe die Ordnung im Reich wiederhergestellt, den Leuten sei es 1936 besser gegangen als 1931, der Krieg in Wahrheit ein Kampf um Wiedererlangung von Souveränität, Hitler eigentlich ein guter CEO, wäre da nicht die Sache mit dem Holocaust.

Yarvins Wirkungskraft sollte man nicht unterschätzen. Er füttert in seinen Blogs und Posts seit Ende der Nullerjahre die rechte Welt mit Ideen. Dass Trump sich als König in den sozialen Medien inszeniert und die Anti-Trump-Demonstranten sich wiederum hinter dem Slogan »No Kings« versammeln, kann man auf Yarvin zurückführen. Er war es auch, der schon 2024 in einem seiner Substack-Posts darüber nachdachte, ob man aus Gaza nicht ein Immobilienprojekt samt Resorts machen könne, bevor Trump es tat.

Warum ist Curtis Yarvin überhaupt hier in Elmau? »Weil ich eingeladen worden bin.« Später sagt er auch, dass er dazu beitragen könne, Missverständnisse zwischen beiden Lagern zu vermeiden. Was lustig klingt, aber ernst gemeint ist.

### Was hat die Demokratie mit Wrestling zu tun?

Als »Thrilla in Manila« hatte einer der Kollegen Krastevs das Gespräch mit Curtis Yarvin angekündigt, mit Bezug auf den legendären Boxkampf zwischen Muhammad Ali und Joe Frazier 1975 in Manila. Es wurde eher ein Schattenboxen. Yarvin hängt etwas in seinem Stuhl, die Beine weit von sich gestreckt. Auch Krastev fragt ihn, warum er die Einladung angenommen habe. »Ganz nett, mal eine Pause von dem drei Monate alten Baby zu Hause zu haben«, sagt Yarvin. Kurze Pause. »Kleiner Witz.«

Irgendwann in diesem Gespräch erzählt Krastev, dass er sich an die Aufregung erinnere, das erste Mal nach dem Fall der Mauer wählen zu dürfen, in der Lage zu sein, eine alte Regierung abzulehnen und eine neue zu ermächtigen. Und später fragte er, wie denn Macht in Yarvins neuer Welt von einem CEO auf den anderen übertragen werde. Eine klare, einfache Frage.

Covidpatient bei Untersuchung 2022: Treibstoff für die AfD



Bodo Schickel / dpa

Yarvin beginnt seine Antwort mit einem Exkurs zu Schülerräten, einer Institution, die nur so tue, als wäre sie in irgendeiner Form verantwortlich. Er macht einen Umweg ins Mittelalter über die Merowinger, die verschiedenen Chlodwigs und Pippin, sammelt unterwegs den japanischen Kaiser ein, kehrt zurück zu den Schülerräten, das alles muss man nicht verstehen, um dann beim Wrestling zu landen, wo man lange nicht gewusst habe, dass die Kämpfer nur so tun, als ob, und alles gescriptet sei.

Im Wrestling aber gebe es etwas, das man einen »shoot« nennt, wenn ein Kämpfer also wirklich böse wird, dem Gegner wirklich wehtun will, wenn also aus Symbolik Realität wird. Demokratie sei wie Wrestling, eher Symbol als Realität, und Wahlen seien eine Attrappe, und Donald Trump sei derjenige, der einen »shoot« mache. Was nicht heiße, dass Trump schon der amerikanische Cäsar sei, mit uneingeschränkter Macht und in der Lage, das ganze System zu zerstören.

So ungefähr, und das zehn Minuten lang. »Doing the Putin«, beschreibt Yarvin bei anderer Gelegenheit seine Art, Fragen nicht zu beantworten.

Krastev beendet das Gespräch, relativ abrupt, mit der Erinnerung an eine Science-Fiction-Story, die er mal gehört habe. Sie spielt in einer Welt, in der man durch die Zeit reisen kann. Wenn die Leute in Urlaub fahren, buchen sie eine Reise ans Ende der Zeit. Die gute, beruhigende Nachricht, sagt Krastev, sei: »Wenn sie zurückkommen, erzählen alle eine andere Geschichte, was sie dort gesehen haben.« Späthabsburgische Eleganz, diplomatische Humanität.

Nach dem Gespräch steht Yarvin am Rande des Podiums, Gäste und Journalisten bilden einen Halbkreis um ihn, ein bisschen Rockstar-Vibes. Er macht einfach immer weiter. Krastev hatte schon mal bessere Laune. Man könne sich wirklich nicht mit Yarvin unterhalten. »Es geht einfach nicht«, sagt Krastev.

Ein paar Tage nach Elmau schreibt Krastev in einer E-Mail, dass Yarvins Metapher der »roten Pillen«, um die Heucheleien des liberalen Systems zu demaskieren, genauso nicht mehr funktioniere wie das liberale Konzept der »roten Linien«, das die Barbaren draußen vor den Toren halten will. Das Bild von den roten Pillen stammt aus dem Film »The Matrix«, wo man nur mit ihrer Hilfe die Welt so sehen kann, wie sie wirklich ist. Krastev sagt, Leute wie Yarvin hätten es geschafft, Ideologien durch Verschwörungstheorien zu ersetzen. Nun aber seien sie an der Macht. Die Silicon-Valley-Rechte profitiere davon, dass wir wütend werden über ihre Provokationen und deswegen nie die einfachen Fragen stellen würden, obwohl die einfachen Fragen am besten die Hohlheit ihres Denkens offenbaren würden.

Eine Demokratie braucht Experimente. Erkenntnisgewinnung braucht Experimente.

Vielleicht sind Experimente wie Yarvins Einladung vor allem dazu da, dass sie scheitern, und sei es nur, um alte Gewissheiten infrage zu stellen. Niemand wird sich erhofft haben, dass Yarvin am Ende der Tage in Elmau plötzlich sagt: Ihr wart so toll, ich habe es mir anders überlegt, ich möchte einer von euch sein. Aber vielleicht ein bisschen mehr Klarheit als Antwort auf ein nie feindselig geäußertes Erkenntnisinteresse hätte man sich schon gewünscht.

Yarvin ist hier in Schloss Elmau zu Besuch in der Kathedrale, die es natürlich gibt, Yarvin liegt nicht komplett falsch. Aber sie ist mehr als nur eine sich selbst regulierende

dem Teufel. Beide lächeln, strahlen geradezu. Yarvins Arm um Soros' Schultern. Man könnte meinen, dass Soros vielleicht ein wenig der Umarmung ausweicht und im Blick von Yarvin Triumph aufblitzt, wer weiß. Das Foto hat etwas Gefährliches für beide, man kann es als beiderseitigen Verrat auslegen, es ist ein Wagnis, gleichermaßen Skandal und Sensation. Krastev bat Yarvin darum, es erst zwei Wochen nach der Veranstaltung zu veröffentlichen. Yarvin hielt sich daran. Sein Text auf X: »Die Leute ganz oben sind ebenfalls keine Soziopathen.« Betonung auf »ebenfalls«. 1,1 Millionen Mal wurde der Post gesehen, ein Vielfaches seiner sonsti-



Kanzlerin Merkel mit Flüchtling 2015: Wir schaffen das?

Überbaumaschine. Timothy Garton Ash sprach davon, dass Elmau ein Ort der Zivilisation, des Wohlstands, des Friedens, des Kosmopolitismus sei. Ein Ort des zwanglosen Zwangs des besseren Arguments. Aber eben auch ein Ort der Selbstreflexion. Wäre ja noch schöner.

Aber wer ist Curtis Yarvin wirklich? In Thomas Manns »Zauberberg« gibt es die Figur des Naptha, des Sohns eines jüdischen Schächters. Ein Lehrer, der den Humanismus hasst und die Aufklärung und der glaubt, dass der Mensch die Unterwerfung brauche. Es kommt zu einem Duell mit seinem Gegenpart Settembrini, dem liberalen Humanisten und Aufklärer, der in die Luft schießt, um den Gegner zu retten. Ein Akt der Menschlichkeit. Naptha steht vor einem interessanten Dilemma: Ergibt er sich dem Humanismus Settembrinis, bliebe er am Leben, wäre das das Eingeständnis einer Niederlage. Also bringt er sich selbst um.

Zwei Wochen nach Elmau postet Curtis Yarvin ein Foto auf X, das ihn mit Alex Soros zeigt. Für beide ist das jeweils ein Foto mit

gen Aufrufe. Alex Soros postete das Foto nicht.

Wenn also Yarvin in Elmau Naphta ist, könnte Alex Soros Settembrini sein. Soros ist mit mehreren Assistenten angeeignet und macht den Eindruck, ganz froh zu sein, wenn man ihn nicht anspricht. Er führt die größte Stiftung in der liberalen Welt, ist eng verknüpft mit der Partei der Demokraten. Vergangenes Jahr heiratete er Huma Abedin, die ehemalige Beraterin von Hillary Clinton.

An einem der Abende führt er im großen Saal ein öffentliches Gespräch mit Peter Sloterdijk, der, so bekennt Soros, ein Held sei für ihn, und dass es immer gefährlich sei, seine Helden zu treffen.

Das Gespräch hat etwas von einer postmodernen Nachstellung eines Philosophengeprächs auf der Agora zwischen Meister und Schüler. Der junge Mann, ein ehemaliger Student der Philosophie, der vor Kurzem noch das Leben eines partylustigen Erben führte und dessen Nervosität etwas Panikartiges hat, fast so, als zwänge er sich in die neue Rolle. Und der alte Philosoph, der in fremder Zunge die Rolle des globalisierten, Eng-

lisch sprechenden Sokrates übernimmt, bereit, dem jungen Mann aus jeder Verlegenheit zu helfen, ihn aber auch irgendwann fragt, ob er angesichts seiner Wohltaten und seiner Abstammung nicht »ein wahnsinnig schlechtes Gewissen« habe. Er könne ganz offen antworten, man sei ja unter sich.

Soros ist etwas überrumpelt. »Was meinen Sie genau?«, fragt er. Soros stottert, braucht ein paar Sätze lang, seine Gedanken zu ordnen. Sein Vater habe sich der Verantwortung seines Wohlstands gestellt, das sei heute nicht mehr üblich. Die Elon Musks glaubten, allein schon durch ihre Unternehmungen die Welt zu verbessern, und wenn es ein Flug zum Mars sei. Andererseits: Es sei eindeutig, »dass Trump versucht, uns abzustellen. Es gibt diesen alten Spruch aus

Sowjetzeiten: Zeig mir einen Mann, und ich werde schon ein Verbrechen finden.«.

Es dauert nicht lange, bis Sloterdijk in Fahrt kommt. Ein bisschen Heidegger und Musil, Nietzsche und Sokrates, und irgendwann ist er in der Welt der sozialen Medien angekommen, die dafür sorgten, dass jederzeit irgendein Unbekannter zum Führer einer neuen Partei werden könne. Als sei die Welt ein Turm zu Babel, aus dessen 1000 Fenstern Blogger sich hinauslehnten und ihr Wort predigten, in einem Wettbewerb paranoider Amateure, der erst durch die Medien seine Wirkung entfalte.

Seit neun Jahren vergehe kein Tag ohne Trump, und die Medien seien wie in einer Art Komplizenschaft gefangen. Egal was und wie sie über ihn berichten, jede News,

jeder Kommentar verkomme zur unbezahlten Wahlkampfunterstützung. Das Medium sei die Botschaft, die Botschaft selbst inhaltsleer, auch wenn sie so tue, als wäre sie das Eigentliche. Die einzige Möglichkeit: schweigen. Aber das sei Medien nicht möglich.

Dazu komme, dass das, was wir Demokratie nennen, immer auch eine Operation unter falscher Flagge sei. Nicht das Volk selbst herrsche, nicht der Demos, sondern einige wenige, die Oligoi, die es angeblich repräsentierten. Eine Oligarchie, aber auch eine Phobokratie, eine Herrschaft der Angst, in der Kommunikation nicht nur da sei, neue Begierden zu wecken, sondern auch permanente neue Ängste und Sorgen, was wiederum eine Atmosphäre des Misstrauens und der Unzufriedenheit produziere. Dabei sei nur der ein wirklicher Demokrat, wer frei ist von Furcht.

Tatsächlich sei Demokratie ein System der Erwartungen und ein Versprechen, das Leben der Menschen zu verbessern. Wird es gebrochen, kollabiert diese Operation unter falscher Flagge. Der Horizont der Erwartungen implodiert, dunkle, defensive, konservative Reflexe ersetzen die Zuversicht. Schon die Aussicht, dass es den Kindern nicht besser gehen werde, sei eine Verletzung dieser Prämisse. Mit fatalen Folgen: Wähler reagieren aggressiv, vielleicht auch autoaggressiv, weil sie etwas wählen, das nur ihre Verzweiflung bestätigt. Ihr Unglaube wird politischer Fakt. Wer nicht glaubt, dass Jesus über Wasser geht, ist für den christlichen Glauben kaum zu gebrauchen.

#### Wer heilt die Gesellschaft?

Was helfen könnte, erläutert Sloterdijk später in einem Gespräch am letzten Abend, während draußen Berg und Himmel glühen. Vielleicht sollte man die Prämisse der Demokratie, gemeinsam das Leben aller zu verbessern, zu einer zweiten Präambel unserer Verfassung machen. Ergänzt durch das Ritual eines öffentlichen gemeinsamen Gelöbnisses junger Menschen, sich dazu zu bekennen. Eine Art säkulare Konfirmation.

Sloterdijk fällt auch ein Satz von Johann Wolfgang von Goethe ein, der die Gesellschaft als eine Art Hospital beschreibt. Vielleicht sollte man eine Gesellschaft der Selbsterfahrungsgruppen errichten, in der alte Wunden geheilt werden, Erniedrigungen, Beleidigungen, Selbstverachtungen aller Art, was ein wenig nach altem 68er klingt, nach langem Indientrip, was Sloterdijk ja auch alles mit sich im Rucksack seiner Biografie trägt. Eine Gesellschaft, in der sich Künstler, Philosophen und vielleicht sogar Journalisten als Heilkundler verstehen für die Seelen einer traumatisierten Wählerschaft.

Dem Philosophen falle in diesem Hospital die Rolle des Impfarztes zu, zitiert Sloterdijk Nietzsche. Er spritze die Menschen mit ein wenig Wahnsinn, um sie vor dem großen Wahnsinn zu schützen. »Ich mache euch ein wenig verrückt, aber nur um das Schlimmste zu verhüten.« Eine Gesellschaft der Ungeimpften, regiert von Ungeimpften, sei für jede Form von Verrücktheit empfänglich.

Ein paar der Gedanken Sloterdijks, das fällt einem erst später auf, sind gar nicht so weit weg von Curtis Yarvin. Aber die Basis ist eine andere: ein tief sitzender europäischer Humanismus statt technokratischer Menschenverachtung.

Der Ansatz von Mark Leonard, dem selbst erklärten Geist der europäischen Vergangenheit, ist etwas bodennäher. Er führt den Thinktank European Council of Foreign Relations, mit Büros in Berlin, London, Washington, mit mehr als 150 Mitarbeitern und einem jährlichen Budget von 16 Millionen Euro, davon ein nicht unbeträchtlicher Teil von der Open Society Foundations, aber auch von anderen Stiftungen und von Außenministerien europäischer Staaten.

Es gibt diese gut gemeinte Selbstbeschreibung, dass wir Deutsche oder Franzosen oder Bulgaren uns gern als Europäer fühlen, was meistens eher Behauptung und Hoffnung ist als Wirklichkeit. Leonard aber, 51 Jahre alt, immer noch mit der Begeisterungsfähigkeit eines 20-Jährigen, ist wirklich Europäer, und zwar weil keine andere Zuschreibung besser passen würde. Er spricht Französisch, Deutsch und ein Englisch mit Cockney-Vokalen. Die Großmutter, geboren in Bad Godesberg, floh erst vor den Nazis nach Palästina, ging nach Frankreich, immer weiter in den Süden vor den Nazis ausweichend, der Großvater in der Fremdenlegion, irgendwo in Libyen. Nach dem Krieg kehrte sie zurück nach Deutschland, in das Land jener, die ihre Verwandten ermordet hatten.

Leonard selbst ist in England geboren, aufgewachsen in Brüssel, er besitzt einen britischen Pass und einen deutschen. Der Vater saß für Labour im britischen Parlament und schrieb für den »Economist«. Leonard hat eine Wohnung in Berlin, ein Haus in London, und wenn seine Kinder sich entscheiden müssten, zu welchem Fußballteam sie hielten, wäre es vermutlich das deutsche. Mark Leonard ist ein Kind des Kontinents und seiner Katastrophen, ein Kind der europäischen Erfahrung, dass nur Einheit Frieden schafft. In den Nullerjahren schrieb er ein euphorisches Buch mit dem Titel »Warum Europa die Zukunft gehört«, eine Art Liebesbrief an seine Heimat, das sich bald als Irrtum erwies.

Leonard ist anders als Sloterdijk nicht auf der Agora der Antike und in den Bibliotheken dieser Welt unterwegs, sondern in der

Wirklichkeit der Gegenwart, und dies mit den Instrumenten der politischen Soziologie. Eher Reporter als Philosoph. Als junger Mann hatte er für Tony Blair den Slogan »Cool Britannia« erfunden, interviewte dafür Dutzende von Künstlern, Denkern, Meinungsmachern, Kreativen, wertete Umfragen aus, suchte Bestätigung seines Gefühls, dass Großbritannien längst viel moderner sei, als es sich selbst wahrnehme. Er war auf der Suche nach einer neuen Erzählung für ein Land, das mal Empire war und jetzt nichts mehr zu sein schien außer Postkarten von Big Ben.

Leonard arbeitet noch immer so. Im Februar veröffentlichte er einen Report unter dem Titel »Die Neue Rechte. Anatomie einer globalen politischen Revolution«, der auf Interviews mit Vertretern der Neuen Rechten in Europa und den USA basiert, auf deren Parteiprogrammen, auf Studien und auf Umfragen. Der Report beginnt mit einem Zitat von JD Vance auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2025: Worüber er sich Sorgen mache, so Vance damals, sei die Bedrohung Europas durch sich selbst. »Wer aus Angst vor seinen eigenen Wählern davonläuft, dem können auch die USA nicht mehr helfen.« Vance' Satz wurde damals als Frechheit empfunden und löste Empörung aus. Aber was, wenn die Analyse gar nicht so falsch wäre?

Leonards Punkt: Die Neue Rechte, die man als eine Versammlung rückwärtsge wandter Irrer betrachte, als irrational und nicht ernst zu nehmen, sei in Wahrheit eine hypermoderne Bewegung, international aufgestellt und verknüpft, trotz aller kulturellen Unterschiede, trotz auch unterschiedlicher Radikalisierungsstufen. Eine Bewegung, die innerhalb Europas mittlerweile die fast größte politische Familie darstelle. Eine Bewegung, die besser als die anderen Parteien die aktuellen politischen, sozialen und in-

tellektuellen Verhältnisse verstanden habe. Eine radikal zeitgenössische Erscheinung und auch ein gemeinsames intellektuelles Projekt.

Deren zentrale Erkenntnis: Die liberale Demokratie ist gescheitert, genauso wie auch die Weltordnung, die sie nach dem Zweiten Weltkrieg schuf und die auf Globalisierung und gegenseitiger Abhängigkeit beruhte, weil eine Krise auf die nächste folgte, die die nationalen Kulturen und deren Ökonomien erschütterten: Finanzkrise, Eurokrise, Migrationskrise, Covidpandemie, Ukraineinvasion. Sie alle übrigens, so schreibt es Leonard, ein Produkt des Liberalismus selbst, der wiederum nicht in der Lage war, der Krisen Herr zu werden. Und wessen Interessen vertraten die Regierungen, wenn sie Banken retteten, aber den Sozialstaat abbauten? Nicht die der normalen Leute, die ihre Jobs verloren und höhere Preise zahlten, sondern die der Eliten.

Die Kette von nicht enden wollenden Krisen sei der Moment gewesen, in dem die Neue Rechte erkannt habe, dass all dies die Legitimität und Autorität der liberalen Ordnung und ihrer Parteien infrage stelle. So wurde das, was man früher die Arbeiterklasse nannte, zum Ziel der Neuen Rechten, eine Arbeiterklasse, die sich als Verlierer fühlte, weil sie Einkommen, Sicherheit und Status einbüßte.

Die Analyse der Neuen Rechten klingt übrigens gar nicht viel anders als eine marxistische. Möglicherweise ist sie sogar auch eine treffende, gar objektive Einschätzung. Die politische Agenda allerdings, die darauf aufbaut, zielt nach rechts, darauf, eine neue nationale Identität zu definieren: die Errichtung von Grenzen, die symbolhaft zeigen, wer dazugehört und wer nicht. Zölle, die die nationale Produktion schützen und heimische Lohnarbeit als solche aufwerten. Eine Außenpolitik, die nur den eng begrenzten

## »Ich mache euch ein wenig verrückt.«

Peter Sloterdijk, Philosoph



Roderick Achinger / DER SPIEGEL



Andreas Stron / IMAGO

US-Vizepräsident Vance: Die Angst Europas vor den Wählern

nationalen Interessen dient. Und ein anti-staatliches Programm, das den Deep State und die Bürokratie zerstört.

Es ist eine politische Agenda, die auf eine völlig neue Struktur von Öffentlichkeit bauen konnte. Eine Öffentlichkeit ohne Gatekeeper, eine Öffentlichkeit, wie sie Sloterdijks Turm zu Babel beschreibt. Eine Öffentlichkeit, in der man nicht auf anderen Meinungen, sondern auf anderen Fakten besteht, und Emotionalität und Subjektivität bestimmen, was wahr ist, und nicht die Wahrheitsproduktion der liberalen Welt. Weswegen auch der Kampf um die freie Rede so wichtig ist für sie.

Das effektivste Manöver aber, so Leonard, sei gewesen, die demokratischen Parteien als Verteidiger der Eliten zu markieren, die keinen Wandel, sondern den Status quo erhalten wollten und sich als Erwachsene fühlten, die nun, anders als die Aufständischen, wirklich verstanden, wie kompliziert Politik und deren Themen und Prozesse seien, und die nun warnten, dass die Populisten das alles in die Luft jagten. Was exakt das Ziel ist: vollständige Disruption.

Das wiederum heißt nicht, dass der Aufschwung der Neuen Rechten frei ist von Widersprüchen. Denn die Anführer der Bewegung sind natürlich selbst Elite: Trump, Immobilienmogul aus New York, Nigel Farage, Trader in der Londoner City, Alice Weidel, deren Biografie klingt, als hätte sie sich im Lager verirrt, lesbisch, lebt in Partnerschaft mit einer Migrantin, eine Karriere als Bankerin bei Goldman Sachs, bevor sie in die Politik ging.

Und die liberalen Demokraten? Erst verniedlichten sie die Bedrohung durch die Neue Rechte, dann imitierten sie deren Politik. Aber wer in der Politik kopiert, hilft oft dem, der das Original entworfen hat. Stattdessen müsste man im Modus der Neugier die Kraft der rechten Kritik an der liberalen

Demokratie anerkennen, sagt Leonard. Man müsse Respekt haben vor deren Wählern und die Bedürfnisse und Gefühle der Arbeiterklasse ernst nehmen, eine Politik machen, die das Versprechen der Demokratie einhalte, das Leben aller zu verbessern. So wie es in den Niederlanden und Dänemark geschehen sei, wo Liberale beziehungsweise Sozialdemokraten sich den Populisten entgegenstellen konnten. Und auch ausnutzen, dass Donald Trump, der Treiber der Neuen Rechten, zu ihrem Problem werden könnte, weil sich überall in der westlichen Welt schon längst Mehrheiten fürchten vor Trumps imperialer Politik und seinen Kriegen und deren Folgen. Es könnte auch ein Weg sein für die Demokraten, sich als wahre Verteidiger nationaler Souveränität zu beweisen.

### Was lässt sich von China lernen?

Die liberalen Demokraten, so Leonard, aber müssten darüber hinaus abkehren von ihrem Modus, der Welt mit erhobenem Zeigefinger ihre moralische Überlegenheit zu demonstrieren. Sie müssten anerkennen, dass auch zukünftige Krisen ihre Legitimität immer wieder neu infrage stellen werden: das Kapital, das weltweit fließt und schwimmt und sich verschränkt und immer labiler wird; das Klima, das eine andere, teurere Art der Energiegewinnung nötig macht; die technologische Revolution, die alles verändert, vor allem die Arbeitsmärkte. Der demografische Wandel, der die Welt neu sortiert. Seine Eltern, sagt Leonard, seien in einer Welt geboren worden, die noch zu großen Teilen von weißen Europäern und Amerikanern beherrscht worden sei. »Die Welt meiner Kinder wird zu großen Teilen afrikanisch sein.«

Er habe eine Zeit lang, erzählt Leonard beim Mittagessen, in China gelebt. Er tausche sich immer noch aus mit Freunden und

Denkern dort. Man könne viel von ihnen lernen. China sei in allen Punkten, Energie, Demografie, Kapital, künstliche Intelligenz, längst die treibende Kraft. Zum ersten Mal in der Weltgeschichte sei es eine nicht europäische Zivilisation, die den Anspruch habe, der Welt zu zeigen, wie sie sein sollte. Und das betreffe weniger die Art von autokratischem Regime, sondern eine Attitüde, die Welt zu sehen.

Wir Europäer, sagt Leonard, sprechen darüber, wie man Ordnung bewahrt oder wiederherstellt. Seine chinesischen Freunde fragen sich, wie man lebt und überlebt in einer Welt der Unordnung und des Chaos. Europäer wollen ihre Gesellschaft planen und organisieren wie ein Architekt, der ein großes Gebäude baut. Der Architekt, der ein paar Prinzipien aufsetzt, einen Plan erstellt, ihn in Zeichnungen visualisiert und in Genehmigungsverfahren prüfen lässt, was alles ziemlich lange dauert, um eine neue Wirklichkeit zu erschaffen.

Seine chinesischen Freunde denken wie Handwerker, die im Chaos ständiger Veränderung improvisieren und experimentieren. Ist die Waschmaschine kaputt, muss man sie flicken oder eine neue bauen. Es gibt keinen Plan für ein großes, neues Gebäude, es gibt nur die kaputte Waschmaschine. »Und das scheint mir der bessere Ansatz in diesen Zeiten zu sein.« Keinen Plan haben, Dinge ausprobieren, experimentieren. Die Zukunft ist offen, wir wissen nicht, wie sie aussehen wird. Wir müssen mehr auf die Welt reagieren und auf sie eingehen, einen Weg finden durchs Chaos, als zu glauben, sie gestalten zu können. Aber es ergebe keinen Sinn, an einer Idee festzuhalten, an einem Status quo, der dem Untergang geweiht ist und der für Menschen außerhalb des Westens sowieso keinerlei Bedeutung hat.

Was also lässt sich bislang festhalten: dass die Demokratie ein Versprechen auf eine bessere Zukunft ist und dass sie in Probleme gerät, wenn sie ihre Versprechen nicht hält. Dass die Demokraten nicht aus Angst vor ihren Wählern flüchten sollten. Dass wir unsere Neugier bewahren müssen, dafür, was die Gegner der Demokratie antreibt. Dass wir in Zeiten des Chaos und der Unordnung nicht zu groß denken sollten. Dass wir wirklich in einem Zeitalter des Umbruchs und der Disruption leben. Dass unsere Gesellschaft ein Hospital der verlorenen Seelen ist.

Zwei Gedanken lassen sich noch hinzufügen. Ein Gedanke der französisch-israelischen Soziologin Eva Illouz, die sich sehr schlaue und unaufgeregt mit dem Gefühls-haushalt der westlichen kapitalistischen Demokratien beschäftigt. In Elmau tritt sie in diesen Tagen nur einmal öffentlich in Erscheinung, bei einem Podiumsgespräch, das ein Kollege mitgeschnitten hat. Man sieht sie nicht bei den gemeinsamen Essen oder in der Bar, fast so, als wäre sie gar nicht da.

Das mag mit der Anwesenheit von Yarvin zu tun haben, vielleicht auch nicht.

Sie sagt, dass es nicht möglich sei, die Politik von Gefühlen freizuhalten, es gebe keine Politik ohne Emotionen. Die Krise der Demokratie sei vor allem eine emotionale Krise. Der Populismus sei erfolgreich, weil er Gefühle wie Angst, Ekel, Rache und Nationalismus mobilisiere, während der emotionale Werkzeugkasten des Liberalismus, Mitgefühl, Hoffnung und Schuld, sich als Treiber für Veränderung erschöpfe. Die Wähler der Populisten seien eben nicht irrational, sondern wünschten sich ganz rational die Zerstörung eines Systems, das sie ablehnen und von dem sie auch abgelehnt werden.

Stattdessen sei auf beiden Seiten eine Art Endzeiterwartung entstanden. Peter Thiel beschwört, sich auf altertümliche Prophezeiungen beziehend, wie in einem religiösen Wahn den gesellschaftlichen Kollaps. Die radikale Linke wünscht wie in einem anarchistischen Fiebertraum den Zusammenbruch des Westens herbei, der all das bestätigt, was Marx, Lenin, Trotzki, Gramsci jemals gedacht haben.

Illouz' Vorschlag ist eine Art Therapieanleitung für Sloterdijks Gesellschaft der Selbsthilfegruppen. Es sei an der Zeit, den dritten Wert der Französischen Revolution wiederzuentdecken: nicht nur Freiheit und Gleichheit, sondern auch Brüderlichkeit. Als ein universalistisches Gefühl, das auch den Fremden sieht und anerkennt, Fairness sei ein biologischer Fakt. Nicht die besseren Argumente retten die Demokratie, sondern die besseren Gefühle.

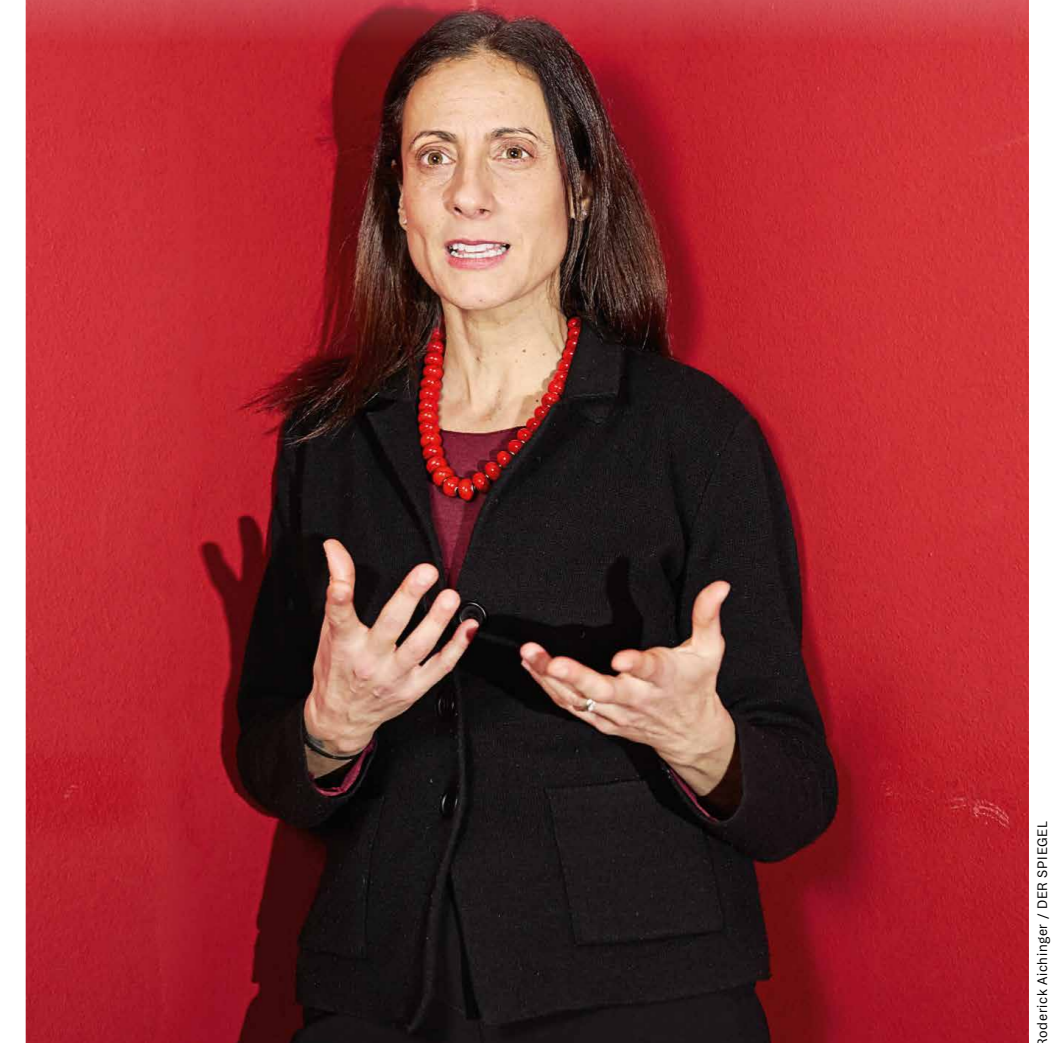
Der zweite Gedanke kommt von Nathalie Tocci, der Politologin aus Italien. Sie hat in den Zehnerjahren als Sonderberaterin in Brüssel gearbeitet, für unterschiedliche EU-Außenbeauftragte. Sie war eine der Autorinnen eines Papiers, das die globale Strategie Europas unter dem Begriff »principled pragmatism« fasste. Pragmatismus mit Prinzipien, das passt ganz gut auf Tocci.

Eine Integration der Neuen Rechten in das politische System lehnt sie ab. Es sei unmöglich, deren Akteuren gutes Benehmen beizubringen. Sie müssten besiegt werden. Zwei Dinge seien wichtig. Erstens, dass die demokratischen Regierungen endlich Ergebnisse liefern, dass sie also tatsächlich ihr Versprechen erfüllen in ihrer täglichen Politik. Sie erwähnt Dänemarks Mette Frederiksen und Spaniens Pedro Sánchez, die auf unterschiedliche Weise ihre Politik gestalten, die eine nach rechts, der andere eher nach links.

Zweitens bräuchten die Demokratien eine neue Story mit charismatischen, weil authentischen Charakteren wie James Talarico, den jugendlich wirkenden Kandidaten der Demokraten in Texas, der seinen christlichen Glauben mit progressiven Inhalten auflädt und eine »Politik der Liebe« verkündet. Was nun wirklich eine Story ist. In Umfragen liegt

# »Die Politik muss ihre Versprechungen einlösen.«

Nathalie Tocci, Politikwissenschaftlerin



Roderick Achinger / DER SPIEGEL

Robotertraining in China: Neues Bild vom Menschen



China Nouvelle / SIPA / action press

er derzeit gleichauf mit den republikanischen Kandidaten, und das immerhin in Texas. Nichts davon gebe es in Italien aufseiten der Demokraten, keine Story, keine Charismatiker. Nur Meloni. Sie sei eine smarte Fascistin, was sie besonders gefährlich mache.

Man möchte sich nicht gern mit Tocci anlegen, sie ist ebenfalls smart und schnell und hat Temperament. Aber was genau ist eigentlich so schlimm an Frau Meloni, die nicht aus der EU will, ganz im Gegenteil, die an der Seite von Frau von der Leyen versucht, den Laden zusammenzuhalten und auch als Vermittlerin zu den MAGA-Leuten fungiert? Sogar linke Italiener erkennen an, dass sie ihre Rolle als Ministerpräsidentin als eine Art Landesmutter, als große Kümmerin aus-

füllt, die sich der Sorgen ihrer Leute annimmt. Wahrscheinlich würde sie Italien gern so umbauen, wie es Orbán in Ungarn tat. Ihr Justizreferendum, ein erster Schritt dorthin, aber wurde von der Bevölkerung abgelehnt. Es könnte alles ganz schlimm in Italien sein, aber bisher ist es das nicht. Und ist es erst recht nicht Demokratie, wenn in Ungarn Orbán nach 16 Jahren abgewählt wird?

### Woher kommt die Angst vor den Wählern?

Und was ist mit der Zukunft?

David Runciman, 4th Viscount Runciman of Doxford, 59 Jahre alt, ist eine angenehme Erscheinung. Groß und schlank, ein freundliches Gesicht, eine Stimme, der man



E. MUNDO / IMAGO

## »Die Neue Rechte ist eine hypermoderne Bewegung.«

Mark Leonard, Thinktank-Direktor

stundenlang zuhören könnte. Für jemanden wie ihn hätte man Podcasts erfinden müssen. So viel Stimme, so viel Wissen.

Er sagt, dass die liberale Demokratie die Geschichte seines Lebens sei, wie überhaupt der Leben fast aller, die hier in Elmau zusammengekommen seien. Er sei erwachsen geworden in den Neunzigerjahren, wahrscheinlich eines der außergewöhnlichsten Jahrzehnte der Menschheitsgeschichte. Aber ob die Demokratie es verdiene, dass sie überlebe, das wisse er nicht. Er wisse nur, dass es kein gutes Argument sei, auf etwas zu

bestehen, nur weil man Angst habe, dass bei Veränderungen etwas Schlechtes herauskommen würde. »Die Demokratie zu verändern, ist nicht gefährlich. Sie nicht zu verändern, das ist gefährlich.«

Es gebe Hunderte andere Ideen, wie man Demokratie organisiere. Sie müsse nicht aussehen wie dieses Paket, das man in den Neunzigerjahren geschnürt habe und das niemals aufgeschnürt werden dürfe. Wahlen, politische Parteien, Rechtsstaat, individuelle Rechte, Parlamente, Gewaltenteilung, Meinungsfreiheit, Werteorientierung, Massen-

medien. Tatsächlich müsse man sich einzelne Teile genauer anschauen und überlegen, wo die Probleme lägen und wie man es anders machen könne.

Vor zehn Jahren gab es in Großbritannien einen Volksentscheid, der heute als Fehler bewertet wird, als großes Unglück und Dummheit. Andererseits hatte sich eine Mehrheit genau gegen das gefunden, was die liberalen Demokraten als Vorzüge ihrer Ideenwelt betrachteten. Offene Grenzen, unbegrenzter Austausch von Waren, eine neue Fluidität eigentlich nationaler Identitäten, gemeinsame Werte. Das hatten die Brexitbefürworter durchaus verstanden. Allerdings waren sie völlig anderer Meinung. Auch hier: Kann es sein, dass Boris Johnson nicht der Grund war für den Brexit, sondern sein Symptom?

Insofern sagt Runciman: Wir brauchen mehr Volksentscheide statt überhaupt keine. Angst vor den Wählern zu haben, ist eine Schwäche. Oder Ausdruck eines Elitedenkens.

Er habe, erzählt Runciman, mal vorgeschlagen, das Wahlalter auf sechs Jahre herabzusetzen. Es gab Leute, die sich damals über ihn lustig gemacht hätten. Mensch, David, du warst auch schon mal besser. Aber er habe es durchaus ernst gemeint. Es würde nicht viel verändern, es könnte nicht viel passieren, kein Zehnjähriger werde zum Premierminister gewählt, aber es würde ein allgemeines Gefühl der Partizipation entstehen und dazu beitragen, dass junge Leute teilnahmen und nicht in der Desillusionierung verschwänden.

Oder wie wäre es, wenn auf den Wahlzetteln neben den Namen der Kandidaten eine Rubrik zum Ankreuzen gebe mit »none«, also »keiner von denen«? Um dann aus all jenen, die mit »none« gestimmt hätten, einen herauszuziehen und zu sagen: Du musst das jetzt machen. Die meisten würden dann vielleicht beginnen, sich wirklich für die Kandidaten zu interessieren und sich dementsprechend zu entscheiden. Besser die als ich.

Runciman weiß natürlich auch nicht, ob das alles so sinnvoll ist. Es sind kleine Spinnereien. Aber er glaubt, dass wir in zu engen Parametern denken. Reichen unsere Verfassungen noch, passen sie in die Gegenwart? Sollten wir unser Wahlsystem neu erfinden?

Am Ende, sagt er, werde es wohl darauf hinauslaufen, dass unser System gleichzeitig demokratischer und weniger demokratisch als jetzt sein werde. Die Wähler könnten mehr beteiligt werden an den politischen Prozessen, selbst mitentscheiden über Dinge, die ihr Leben beeinflussen. Auch schon deswegen, weil sie es in einer digitalen Gesellschaft längst gewohnt sind, sich jeden Tag für etwas zu entscheiden oder auch dagegen.

Aber auch weniger demokratisch, weil unsere liberalen Demokratien und ihre Pro-

zesse zu langsam seien, zu kompliziert, zu umständlich, in einer Welt der Machtpolitik und einem neuen entstehenden Wettkampf der Nationen, in einer Welt, die von den Dynamiken Elon Musks oder der Chinesen bestimmt werde.

Es gebe leider kein politisches GPS, das uns in eine paradiesische Zukunft führe.

Worauf das alles hinausläuft? Runciman sagt, dass er ein Denken in Binaritäten ablehne. Optimismus oder Pessimismus? Böse oder gut? Katastrophe oder Paradies? Binäres Denken verenge den Blick. Es würden viele Dinge passieren, künstliche Intelligenz, Klimawandel, sie würden böse Folgen und gleichzeitig gute haben. Es sei nicht sinnvoll, sich ständig eine Geschichte mit einer Moral am Ende zu erzählen.

Über eines aber macht er sich ernsthaft Sorgen. Vor knapp zwei Monaten ist der Start-Vertrag über die Begrenzung strategischer Atomwaffen zwischen Russland und den USA abgelaufen und nicht verlängert worden. Interessanterweise habe er mit fast sechzig wieder die gleichen Ängste wie als Achtjähriger: dass die Welt in einem Atomkrieg untergehen könnte. Es wäre schon viel wert, wenn man das verhindern könnte.

Die letzten Worte dieser Tage hat, nicht ganz überraschend, Ivan Krastev. Der Zeigefinger ruht auf dem Kinn, den Kopf leicht zur Seite gelegt, beginnt er: »Listen, Dan Quayle, ein ansonsten nicht so entscheidender früherer Vizepräsident der USA, hat mal den interessanten Satz gesagt, 1989 war das: Die Zukunft werde morgen besser sein. Das war falsch. Die Zukunft war gestern besser.«

Wann aber hätten wir angefangen, uns vor der Zukunft zu fürchten? Für viele, erst recht für Osteuropäer, sei die Zukunft damals etwas gewesen, wofür es sich zu leben lohnte. Die Zukunft sei mit dem Auto erreichbar gewesen, man habe sich entscheiden können, in Deutschland zu leben oder

in England zu studieren und darauf zu hoffen, dass die Heimat bald so sein werde wie Deutschland. Die Zukunft war da. Man hörte auf, über sie nachzudenken.

30 Jahre später sei aus dem Ende der Geschichte Francis Fukuyamas das Ende der Zukunft geworden. Wir fühlten uns aus Angst um unsere Zukunft wie die letzten Menschen, die sich um ihre Auslöschung sorgten. Die Zukunft sei kein Projekt mehr, das man gestalten kann, sondern eine Projektion des Untergangs.

### Wie gewinnen wir die Zukunft zurück?

Die Angst vor der Auslöschung habe drei Ebenen. Wissenschaftler gehen davon aus, dass sich wegen des Klimawandels in den nächsten Jahrzehnten drei Milliarden Menschen auf den Weg machen werden, weil sie dort, wo sie jetzt leben, nicht mehr leben können. Die Vorstellung, dieses Bild von so vielen Menschen unterwegs, habe sich, sagt Krastev, tief bei ihm eingepreßt. Er könne sich nicht vorstellen, wie man diese Welt verstehen oder sogar kontrollieren könne.

Die zweite Ebene: Der größte Teil der Menschheit lebt in Ländern, deren Fertilitätsrate unter der Reproduktion liegt. In Südkorea sei sie statt der nötigen 2,1 Kinder pro Frau inzwischen bei 0,7, was heißt, dass dieses Land in den nächsten 20 Jahren die Hälfte seiner Bevölkerung verliert.

Nun kann man fragen, welche Folgen das für die Ökonomie hat. Oder den Leuten, die sich gegen Kinder entscheiden, die Schuld zuweisen. Aber darum geht es Krastev nicht. Jeder entscheidet sich für das, was er will und was nicht, weswegen es schwierig ist, von Staatsseite aus, die Fertilitätsraten wieder nach oben zu bringen. »Menschen wie meine Mutter aber«, sagt Krastev, »fragen sich nicht, wie die Welt in 20, 30 Jahren aussieht. Niemand spricht so

über die Zukunft. Aber sie fragt sich, in was für einer Welt ihre Enkel leben werden? Hat man keine Kinder, stellt sich diese Frage nicht.«

Stattdessen fragen die Menschen, wie sie alt werden, allein und ohne Kinder. Dieses Altwerden könnte ganz lustig sein. »Obwohl«, sagt er, »ich bin mir da nicht ganz sicher.«

Und die dritte Ebene sei natürlich die künstliche Intelligenz. Die extreme Rechte hat Angst davor, durch Migranten ausgetauscht zu werden. Dabei haben wir eigentlich eine Wahl: Migranten oder Roboter.

Verliert man die Hoffnung auf Zukunft und ersetzt sie durch Angst, ist das gefährlich für eine Demokratie, die ja, wie wir inzwischen wissen, ein Versprechen auf die Zukunft ist. Der Klimaaktivist aber glaubt, dass durch eine Wiederwahl Trumps die Welt endgültig untergehen wird. Die Rechten glauben, dass, wenn nicht sie gewählt werden, der Austausch unumkehrbar ist. Und die Liberalen geraten aus Angst vor den nächsten Wahlen und der Erratik ihrer Wähler in Schockstarre. Als wäre jede nächste Wahl die letzte. Als würde sich bei den Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt das Schicksal der deutschen Demokratie entscheiden. Was nicht stimmt, so viel ist gewiss.

Aber das Schicksal der Demokratie entscheidet sich nie bei den nächsten Wahlen. Was man gewinnen muss, sind nicht die nächsten Wahlen, sondern die Zukunft. Denn die Zukunft ist eine unsichtbare, aber wesentliche Institution unserer Zivilisation. Und sie basiert darauf, dass die Zukunft offen ist, dass man sie beeinflussen kann – dass sie aber auch vorläufig unbekannt bleibt.

»Ich habe mich dazu entschieden«, sagt Krastev, »die Dinge nicht zu dramatisieren, sondern zu trivialisieren.«

Krastev endet mit einem Krastev. Auf die Frage nach seinen Visionen für die Zukunft zitiert er einen alten Werbespruch des bulgarischen Tourismusbüros, das, wie man weiß, seinen eingesperrten Bürgern so viel nicht zu bieten hatte: »Take it easy.«

Am Abend spielt dann der italienische Pianist Ludovico Einaudi in Elmau. Das Konzert hat nichts mit dem Symposium zu tun. Reiner Zufall. Aber ganz passend.

Einaudi will sich in Elmau vorbereiten auf seine Tournee, die durch die großen Hallen Europas führt. Er ist ein alter Freund des Hauses und ein Star der sogenannten Neoklassik. Ruhige, weiche Musik, mit vielen Pausen. Man könnte es auch Meditationsjazz nennen, das komplette Gegenteil von dem, was der russische Kollege am Eröffnungsabend darbot. Jeder Anschlag ein Streicheln, statt eines Schusses. Musik für Spas. Für von der Welt erschöpfte Menschen.

Curtis Yarvin hätte wunderbar schlafen können. Aber er wurde nicht gesehen.

36 Stunden später begann der Angriff auf Iran. **5**

Bombenangriffe auf Iran: »Take it easy«



Arash Khamooshi / The New York Times / Redux / laif